

ARTICLES

RICHARD WISSER

**UNTERSCHIED UND VERÄNDERUNG
MOMENTE „KRITISCH-KRISISCHER“
ANTHROPOLOGIE,
ODER:
VOM MENSCHLICHEN UNTERWEGSSEIN.
STRUKTURELLES UND TENDENZIELLES**

Redensarten, das heißt *uns* geläufige, aber *an sich* feststehende *sprachliche* Wendungen, solche, die uns, wenn wir sie benötigen, leicht von der Zunge gehen und uns jederzeit, wenn wir sie benötigen, zum Gebrauch zu Gebote stehen, gehören zum Repertoire nicht nur unseres Umgangs miteinander, also der *persönlichen* Beziehungen zwischen Menschen, sondern sind auch griffige und gerne verwendete Formen im Umgang mit den *Sachen*, ja mit dem, was man rhetorisch dramatisierend „die Sache“ nennt. Derzeit sind, hört man auf „Lingua ac Communitas“, vornehmlich zwei Redensarten in Gebrauch, die im Blick auf *mein Thema* bezeichnend und zugleich verräterisch sind.

Zunächst: Worum geht es mir? Meine Überlegungen, die auf eine anthropontologische Untersuchung des *Menschseins* abzielen, bezwecken, sowohl dem *Strukturellen* wie auch dem *Tendenziellen* menschlichen *Seins* gerecht zu werden, fragen also nicht nur nach dem *Gefüge*-Charakter, nach der Prägung menschlichen Seins, sondern auch nach dem *Weg*-Charakter, nach dem Richtungsgeschehen, das unserem Sein eigen ist. Sie fragen nicht im Sinne traditioneller Ausdrucksweise nach dem „Wesen“ des Menschen im *substantiellen* Wortsinn, sondern nach seinem *Sein*, seinem Wesen in der *verbalen* Bedeutung des Wortes Wesen, welche letztere uns allerdings immer noch vornehmlich nur in der negativen Bedeutung von „verwesen“, also von vergehen, ja von sich zer-setzen, jedenfalls von aufhören eines Seins vertraut ist.

Um welche beiden Redensarten handelt es sich nun?

Manch einer, der bei seiner Rede nicht mehr weiter weiß, der also nichts mehr zu sagen hat, und dies nicht nur, weil ihm die Zeit dazu fehlt, greift, und wohlgerne nicht nur Politiker artikulieren gerne derart, zu einer Redensart, durch die er nachdrücklich und zugleich souverän bekundet, er wolle, aus welchem Grund auch immer, die Angelegenheit „im Raume stehen lassen“. Verbreitet im Gebrauch ist aber auch eine andere Redensart, deren sich diejenigen bedienen, die, weil sie vermeinen oder vorgeben, sie seien durchaus fähig, die „Sache“ nicht „stehen“ zu lassen, weil sie die Sache im Griff haben, hinsichtlich ihres eigenen Unterfangens behaupten, eben diese Sache, ja „die Sache“, wie sie sagen, „auf den Punkt gebracht“ zu haben.

Was immer den Betreffenden dabei vorschwebt und wie auch immer sie sich in ihnen, sei es generösen Gesten, sei es in dem ihnen eigenen akribischen Pointieren selbst bespiegeln, wer etwas „stehen läßt“, wird sich wundern, wenn er es nach geraumer Zeit wieder aufgreifen möchte, denn in der Regel hat es sich inzwischen *verändert*. Und es bleibt auch - es sei, wir hätten es mit Behauptungen der heute vielerorts sich zusammenrottenden renitenten „Fundamentalisten“ zu tun - weder bei der „auf den Punkt gebrachten“ *Sache*, durch die sie sich „punktgenau“ von allem anderen *unterscheidet*, noch beim sogenannten „Standpunkt“ in seinerzeitiger Situation, die inzwischen nicht mehr dieselbe ist, weshalb eine neue *Unterscheidung* am Platz und erforderlich ist.

Es ist leicht einzusehen, daß dies mit dem Wesen der *Zeit*, deren Wesen *west*, und mit dem Wesen dessen zusammenhängt, was sich, weil es nicht ohne weiteres *verwest*, sondern „wesentlich“ *west*, hinsichtlich der Zukunft, was immer sie sein mag, abspielt. Was sich da aber abspielt, ist alles andere als ein bloßes Spiel.¹ Es handelt sich, jedenfalls für unsere anthropo-ontologische Fragestellung, um die *Struktur* und um die *Tendenz*, um den Charakter und um den Grundzug *menschlichen Seins*, das sich nicht hinsichtlich dessen, worin es *unterschieden* ist, einfach gleichbleibt, das sich vielmehr, weil es selbst zeitlich ist, vielfach *verändert*. Das aber heißt nicht, daß menschliches Sein seinen Charakter des Unterschiedenseins, also den Charakter des unterschiedlichen *Seins*, des Seins *in* Unterschieden und *im* Unterscheiden, zugunsten der *Veränderung* aufgibt, heißt nicht, daß die Veränderung also unterschiedenes Sein als solches aus der

¹ Richard Wisser, Unzeitgemäße Betrachtungen über die Zeit? Zeitbewußte Anmerkungen, in: Richard Wisser, Vom Weg-Charakter philosophischen Denkens. Geschichtliche Kontexte und menschliche Kontakte, Würzburg 1998, 93-114.

Welt schafft, daß sie, anders gesagt, die Unterschiede, das Unterschiedensein und das Unterscheiden aufhebt.

Es heißt vielmehr, daß *Unterschied* und *Veränderung* gewissermaßen Hand in Hand gehen. Weder hebt die Unterscheidung, die die Unterschiede vorübergehend feststellt, die Veränderung auf, noch schlägt die Veränderung das Unterscheiden von Unterschieden kurzerhand aus dem Feld. Unterschied und Veränderung sind gewissermaßen ein Team und sie machen die Struktur und die Tendenz menschlichen Seins aus. Dabei ist *Unterschied* nicht nur das, was vor Ort und im Raum ist, und *Veränderung* nicht nur das, was in Zeit und Geschichte sich abspielt. Auch das, was in Zeit und Geschichte ist, *unterscheidet* sich voneinander, und es *verändern* sich die Unterschiede vor Ort und im Raum. Wir haben es folglich nicht nur mit einem wechselweisen Zusammenhang, sondern mit einem echten Durchdringungsverhältnis, gewissermaßen mit einer regelrechten Imprägnierung zu tun.

Das hat Konsequenzen: Es läßt sich, was in der Zeit, also *Veränderung* ist, durch keine Räume aufhalten. Zeitliches nimmt unversehens seinen Verlauf, und die Zeit räumt gewissermaßen, was in Räumen eingeräumt ist, aus. Räume sind keine Konservierungsmittel, es sei, wir verwechseln sie mit Kühlschränken, Bücherregalen oder obsoleten Museen. Es läßt sich aber auch, was im Raum ist, also sich durch *Unterschied* manifestiert, nicht durch die Zeit und die mit ihr einher gehende Veränderung, die ja ihrerseits Unterscheidungen zu Wege bringt, einfach aus der Welt schaffen. Räumliches bietet der Zeit gewissermaßen die Stirn und bringt es geradezu dazu, daß man hinsichtlich der Zeit von sogenannten Zeiträumen spricht, in denen solches enthalten ist, was zwar zeitlichen Charakters ist, aber, weil es sich als Unterschied von Unterschiedenem abhebt, der Zeit nicht ohne weiteres zum Opfer fällt, es sei, man verwechselt die Zeit mit einem Säurebad oder einem Abgrund.

Wohin sind wir, die wir von zwei Redensarten ausgegangen sind, gekommen? Gewiß, es gibt Dinge, die man „auf sich beruhen lassen“ und die man „im Raum stehen lassen“ kann, ja vielleicht sogar muß, weil man im Blick auf sie, wie man sagt, doch „nichts machen“ kann, oder angesichts deren, wie die heute, insbesondere bei Politikern, von Mund zu Mund gehende, unsinnige Ausdrucksweise daherredet, es „keinen Sinn macht“, etwas zu machen. Und es gibt auch solches, was wie eine Nadelspitze „auf den Punkt gebracht“ werden mag und, wie bei einer Injektionsnadel, sogar gebracht werden muß, damit die Infiltration nicht danebengeht.

Aber überall dort und jederzeit dann, wo und wenn es sich um lebendige Vorgänge menschlichen Seins handelt, und sie haben wir im Auge, empfiehlt es sich nicht, „etwas stehen zu lassen“, gleichgültig wo, denn es bleibt, selbst wenn man „etwas auf den Punkt gebracht hat“, nicht dabei, und zwar gleichgültig zu welchem *Zeit*-Punkt oder an welchem Ort im *Raum*, also an welchem *Halte*-Punkt, es auch sei. Unterschied und Veränderung sind, wie gesagt, ein Team, sie gehören zusammen, sie ergänzen, sich durchdringend und imprägnierend, einander, und sie kennzeichnen auf ihre Weise insbesondere die Struktur und die Tendenz menschlichen Seins. Unterschied und Veränderung lassen sich, wenn man nicht borniert und auf Dogmata versessen ist, oder aber alles in einen Topf wirft und den Malstrom treiben läßt, nicht übersehen. Mit *Unterschied* und *Veränderung* lassen wir weder etwas „stehen“, noch bringen wir etwas auf den „Punkt“, sind wir vielmehr, wenn wir Unterschied und Veränderung ernst

nehmen, gewissermaßen beim „springenden Punkt“. Anders gesagt: Die „Pointe“ des Punktes ist, daß er ein „springender Punkt“ ist.

Wenn *ich*, und es sei erlaubt, daß ich dieses Wort betone, jetzt in solchem Sinne vom „springenden Punkt“ spreche, verwende auch ich eine *Redensart*, allerdings eine, die auf einen Philosophen zurückgeht, den manche sogar für „den“ Philosophen halten, was es meiner Auffassung nach allerdings aus den gerade angedeuteten Gründen nicht geben kann, auf Aristoteles. In einer seiner Lehrschriften, in diesem Fall über die „Tierkunde“, kennzeichnet er den „Blutfleck“ im Weißen von Eiern, den mancher Eierverzehrer, wenn er bei seinem Frühstücksei auf einen solchen stößt, mit Igittigitt kommentiert, beschreibt Aristoteles, um was es sich handelt, das Herz des werdenden Vogels, den *Punkt*, der „hüpft und springt wie ein Lebewesen“.² Und seitdem sprechen auch andere und in Verallgemeinerung und Anwendung auf den *strittigen* Punkt, auf den „Punkt, auf den alles ankommt“, weil er der „springende Punkt“ ist, vom punctum saliens.

Weshalb *ich* diesen Ausdruck verwende, dürfte nach dem oben Ausgeführten einsichtig sein. Besagter Ausdruck faßt gewissermaßen die beiden von mir hervorgehobenen Seinsweisen, den *Unterschied* und die *Veränderung*, in eins und wird dadurch einem anthropologischen Befund gerecht. Zugleich leitet er über zu einer weiteren, im Blick auf das Bisherige *inbegrifflichen* Kennzeichnung menschlichen Seins, das *Unterwegssein*.

Daß alles, und nicht nur das Menschsein, „in Bewegung“³ ist, hat bereits Herakleitos von Ephesos (circa 544-483 a. Chr. n.) gewußt. Und wenn er es auch selbst nicht so direkt gesagt hat, wie man es ihm heute nachsagt, er hätte gewiß nichts dagegen, daß ihm in späterer Zeit der Satz panta rei, alles fließt, in den Mund gelegt wird,⁴ während er sich der beiden obigen Redensarten „etwas im Raum stehen lassen“ und „etwas auf den Punkt bringen“ gewiß erwehren würde. Unbestritten jedenfalls ist, daß Heraklit vom „Fließen“ als der eigentlichen Seinsweise von allem, was ist, gesprochen hat und daß er angesichts des „Flusses“ eines Flusses, der übrigens noch heute nahe Ephesos immer dann zu sehen ist, wenn das Flußbett nicht gerade, wie bei einem meiner Besuche dort, ausgetrocknet ist, nachgedacht hat über das wesende Wesen des Unterschieds und der Veränderung, über Seinsweisen, das heißt über die Vergänglichkeit des sich Unterscheidenden und über die Veränderung des unterschiedlich Bleibenden.

Heraklit wäre nicht der bedeutende Philosoph, wenn er es nur beim Nachdenken über das, was sich, indem es sich unterscheidet, *verändert* und sich doch *gleichbleibt*, indem es sich durch Unterschiede verändert, also beim Nachdenken über den Strom belassen hätte. Er hat sich auch Gedanken über das Wesen der Menschen gemacht, von denen er sagt, daß keiner von ihnen zweimal als der mit sich gleichbleibend Selbe in den Fluß zu steigen vermag, sondern nur als Veränderter, und dies in einen Fluß, der ebenfalls nicht mehr der Selbe ist, wenn dies geschieht, und der doch Unterschied und Veränderung in

² Aristoteles, Tierkunde. Die Lehrschriften. Herausgegeben, übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von Dr. Paul Gohlke, Paderborn 1947, VI, 3, Zeile 11.

³ Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Nestle, 2., erweiterte Auflage, Jena 1922, 120: „Alles ist in Bewegung und nichts bleibt stehen“, fr. 58: Plato Krat., 402A.

⁴ Arist. Met I, 6, de an. I, 2, de coelo III, 1.

eins ist. „Wir steigen in denselben Fluß und doch nicht in denselben, wir sind es, und wir sind es nicht.“⁵

Und sieht man nur richtig hin auf das, was einem Heraklit da angesichts des Flußlaufs offenbar geworden ist, der sich als sich *durch Unterschiede verändernder Strom* gleichbleibt, der *sich* also unentwegt *verändert*, sich also von sich selbst *unterscheidet*, dann wird deutlich, wie vordergründig es ist, zu vermeinen, man könnte „etwas im Raume stehen“ lassen, und es sticht ins Auge, wie illusionär es ist, anzunehmen, „etwas auf den Punkt gebracht“ zu haben. Alles, was ist, ist vielmehr „unterwegs“, und es bedarf beim Wort *Bewegung* nur eines Trennungsstrichs, richtiger gesagt, eines Gedankenstrichs, damit wir ans Nachdenken und Denken kommen und gewahren, daß bei Be-wegung von „Weg“ die Rede ist und daß die Frage nach der „Methode“, griechisch gesagt, nach dem *Met-hodos*, nach dem erschließenden und dem gangbaren Weg, nicht nur um ein Ziel zu erreichen, sondern um es auf dem geeignetsten, dem kürzesten Weg zu erreichen, nicht nur eine Spezialität wissenschaftlicher Methodologen ist, sondern eine Menschheitsfrage, daß es sich gewissermaßen um die anthropologische, genauer gesagt, die anthropo-ontologische Grundfrage handelt.

Und wer trotz des Gesagten immer noch nicht von den modischen Redensarten loskommt und meint, durch die Aufdeckung, die wir Heraklit verdanken, sei nun aber wirklich die Sache „auf den Punkt gebracht“, sollte einsehen, daß sie durch den Hinweis auf den „Weg“ und auf das „Unterwegs“ des Wegs wortwörtlich *auf den Weg*, also in Gang gebracht ist, also gerade nicht auf den „Punkt“, sondern, wie ich es nenne, auf den „springenden Punkt“.

Damit wird aber nun das „Unterwegssein“ und mit ihm die Frage, was es mit so etwas wie „Weg“ auf sich hat, zu einem grundwichtigen Problem, wenn nicht, wie gesagt, zum Grundproblem menschlichen Seins.⁶ Denn wer den „rechten“ Weg, oder unmißverständlicher gesagt, den richtigen Weg nicht findet und einschlägt, steht in der Gefahr, auf „Abwege“, gar auf „Irrwege“ zu geraten. Und wo kein Wegweiser zu Rate gezogen werden kann, wenn man nicht mehr aus noch ein und nicht „weiter“ weiß, gerät man nur allzu leicht auf den „Holzweg“. Der Mensch, den man, um sein eigentliches Wesen zu kennzeichnen, zu Recht als *homo viator* (u.a. Gabriel Marcel⁷) anspricht,

⁵ Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte. Übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Capelle, Stuttgart 1940, 132, Heraklit 16 fr. 49a.- Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und deutsch von Hermann Diels. Sechste verbesserte Auflage. Herausgegeben von Walther Kranz, 1. Band, Berlin-Grunewald 19521, 161.

⁶ Richard Wisser, Philosophische Wegweisung. Versionen und Perspektiven, Würzburg 1996, 2. Auflage 1998, III. Teil: Unterwegssein, 335-462.- Vgl. Dieter Stolte, An der großen Kreuzung. Philosophisch unterwegs mit Richard Wisser, in: Frankfurter Allgemeine. Zeitung für Deutschland, 7. Oktober 1996, Nr. 233, S. 15: Die Sichtweise, unter der Richard Wisser in seinem neuesten Buch einzelne Philosophen ins Auge faßt, ist ebenso originell wie original. Es verwundert, daß nicht schon früher die innerste Intention der Philosophie als ‚Philosophische Wegweisung‘ interpretiert worden ist. Selbst das traditionelle Ziel der Philosophie, Weisheit und Wahrheit, aber auch Wissen und Tun, Sinnen und Trachten hängen von der Methode, also dem Wissen um den Weg und vom Beschreiten des rechten Weges ab. Ihn ausfindig zu machen und ihn einzuschlagen setzt voraus, daß die Frage nach dem Weg zur Grundfrage des Menschen gemacht wird“.

⁷ Der Mensch besitzt, wie Gabriel Marcel es in seinem Buch „Homo Viator. Philosophie der Hoffnung“ (Düsseldorf 1949) ausgedrückt hat, „ein scharfes Bewußtsein“ von dem, was man die Grunderfahrung des „Vorübergangs nennen könnte“, die ihn unentwegt daran erinnert, „daß er gehalten ist, sich einen unsicheren Weg zu bahnen durch die erratischen Blöcke eines aus den Fugen gegangenen Weltalls, das allenthalben sich selbst zu entgleiten und nach einer fester im Sein

kann, wenn er nach seinem Sein fragt, gar nicht anders, als nach dem Weg zu fragen, und der Weg, die via als die Weise seines Seins wird für ihn nicht nur zu irgendeinem Symbol seines Verhaltens, die Frage nach dem Weg wird gerade auch insofern zur anthropologischen Grundfrage, als in ihr die entscheidende Frage enthalten ist, inwieweit der Mensch nicht nur Wege beschreitet, sondern *selbst* Weg ist.

Kein Wunder, und ich weise nur auf wenig hin, daß das Wort *Weg*, und zwar als Grundwort *religiöser* Weisung, nicht nur im chinesischen Wort TAO die Bahn benennt, den Lauf und den Ab-lauf, solches also, das in allen Erscheinungen west und wirkt,⁸ sondern daß das Wort *Weg* im Abendland geradezu Ausdruck einer göttlichen Selbstoffenbarung ist, wenn Jesus Christus von sich sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Joh. 14, 6)

Und kein Wunder, daß das Wort *Weg*, und zwar als Wort für den Verlauf des Weltwesens, aber auch in der *Philosophie* eine entscheidende Rolle spielt, und zwar insbesondere in solch *unterschiedlichen* Philosophien wie denen von Hegel und Marx oder von Kierkegaard und Heidegger. Auch wenn es sich bei Hegel darum handelt, sich in den Dienst der sogenannten *Wissenschaft des Absoluten* zu stellen, wobei der Genetiv „des“ Absoluten keinen Genetivus objectivus abgibt, also gerade nicht besagt, daß Super-Wissenschaftler, sprich Philosophen, sich *ihre* Gedanken über den Geist machen, sondern, entsprechend dem von Hegel betonten Genetivus subjectivus, daß der Geist *selbst* sich als Geist weiß, es sich folglich um dasjenige Wissen handelt, das der Geist von sich hat, weshalb es für den Philosophen einzig und allein darauf ankommt, denjenigen Weg zur Darstellung zu bringen, den der sogenannte *ab-solute Geist* nimmt, und dieser Ausdruck bedeutet, daß der Geist, der sich durch nichts binden, festhalten und bloquieren läßt, der also auf dem Weg bleibt und der, wo sollte er auch anders herkommen und wohin anders sollte er auch zielen, im Ausgang von sich zu sich zurückkehrt, kurzum, der also die Be-wegung seiner selbst ist.

Und auch wenn es im Unterschied hierzu bei Karl Marx in dessen sog. historischen und dialektischen Materialismus um etwas ganz anderes geht, und zwar darum, statt dessen denjenigen Weg zu beschreiben, den, wie Karl Marx sagt, die *gesellschaftlich* „auf die Füße gestellte“ *menschliche* Geschichte, die Geschichte konkreter, also lebender und leidender Menschen in den Klassenverhältnissen zurückgelegt hat, den Weg, den die Menschheit, sobald die Weg-Gesetze durch die Nationalökonomie erkannt sind, in Zukunft zu gehen hat und gehen wird, dann wird deutlich, daß Hegel und Marx inhaltlich aneinander vorbeireden, daß aber *Weg* für sie das Grundwort *philosophischer* Weisung darstellt.

Dies ist auch der Fall sowohl bei Sören Kierkegaard, bei dem es um den *existentiellen* Weg des unverwechselbar *Einzelnen* geht, der weder bei Hegel eine Rolle spielt, noch im Gesellschaftswesen Mensch wie bei Marx aufgeht, als auch bei Martin Heidegger, bei dem das Wort *Weg* geradezu zum Grundwort seines, wie er es nennt, „*seinsandenkenden Denkens*“, des „Unterwegs im Denken“ und seines „Gangs in den

verankerten Welt zu fliehen scheint, von der er hienieden nur die veränderlichen und unsicheren Reflexe zu gewahren vermag“, 214.- Vgl. auch Wolfgang Harms, HOMO VIATOR IN BIVIO. Studien zur Bildlichkeit des Weges, München 1970.

⁸ Lao-tse, Tao-Tê-King. Das Heilige Buch vom Weg und von der Tugend. Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Günther Debon. Durchgesehene und verbesserte Auflage, Stuttgart 1979.

Grund der Metaphysik“, der - und das sind spezifische Termini von Heidegger⁹ - über die Metaphysik hinaus führt, beziehungsweise der als „Schritt zurück“ durch sie hindurch führt, und zwar auf „Holzwegen“, auf Wegen die fern von den geläufigen Bahnen, den Autobahnen und den „Datenautobahnen“ der Informations- und Internet-Konsum-Gesellschaft ins bisher Unbegangene führen.

Ich selbst habe mich bemüht, anhand einer Trilogie von drei Büchern einen Überblick über „Versionen und Perspektiven“ dessen vor Augen zu führen, was ich im Sinne einer Steigerung philosophischen Wegbewußtseins **„Philosophische Wegweisung“** genannt habe.¹⁰ Es werden dabei nicht nur verschiedene „*Geschichtliche Wege*“ umrissen, es kommen auch „*Kreuzwege*“ zu Wort, Wege, angesichts deren als *Scheidewegen* es gilt, sich zu *ent-scheiden*. Es wird aber auch, und zwar in grundlegend anthropologischer Rücksicht, das „*Unterwegssein*“ als Grundstruktur des Menschen herausgestellt, der es zu verdanken ist, daß gilt: **„Kein Mensch ist einerlei“**, also jeder anders als der andere ist, Uniformierung folglich, von der Struktur des Menschseins her betrachtet, problematisch bleibt.¹¹ Es ist also nicht nur von „**Philosophischer Wegweisung**“ und **„Vom Weg-Charakter philosophischen Denkens“**¹² die Rede, sondern auch von dem, was, in der Sprache Immanuel Kants ausgedrückt, die Bedingung der Möglichkeit menschlichen Seins ist, ich nenne sie die „kritisch-krisische Grundbefindlichkeit des Menschen“.

Was ist damit gemeint? Gewissermaßen die zwei Seiten einer Medaille, anders gesagt: Kritik und Krise gehen nicht schon in dem auf, was man gewöhnlich unter ihnen versteht, sind nicht *feindliche* Brüder sondern einander *ergänzende*. Sie hängen innerlich enger zusammen, als es die jeweilige Denunziation der einen durch die andere -

⁹ Vgl. Richard Wisser, Vom menschlichen Unterwegssein. „Philosophische Wegweisung“ als Aufgabe, in: Vom Weg-Charakter philosophischen Denkens, 41f.

¹⁰ Vgl. Anmerkung 5.

¹¹ Richard Wisser, Kein Mensch ist einerlei. Spektrum und Aspekte „kritisch-krisischer Anthropologie“, Würzburg 1997.- Vgl. eine der Besprechungen des Buches in: Forschung & Lehre. Deutscher Hochschul-Verband, Bonn 12/1997: „In einer Zeit, da die meisten nur von ihrem ‚Ego‘ und die wenigsten noch vom ‚Menschen‘ reden, bedeutet Richard Wissers Buch ‚Kein Mensch ist einerlei‘ eine Rück- bzw. Grundbesinnung auf das ursprünglich Menschliche. Dabei geht es dem Mainzer Philosophen gerade nicht um die jeweils fixen Eigenheiten einzelner Personen, sondern anthropo-ontologisch um das Eigentliche des Menschseins als fortlaufend sich veränderndes Unterwegssein. In seiner äußerst sprachbewußten Diktion führt Wissers philosophisch anspruchsvoller Gedankengang den Menschen zurück in die ‚Nachbarschaft des Seins‘. Von dort kann unser Denken und Handeln wieder eine seinsgemäße Richtung und Relation zur geschaffenen Natur, aber auch zur göttlichen Übernatur zurückgewinnen.“

¹² Vgl. auch hierzu wenigstens eine der Besprechungen, und zwar die von Helmut Olles, Buchbesprechung, in: Philosophischer Literaturanzeiger. Herausgegeben von R. Lütke und S. Nachtsheim, Band 53, Heft 1, Frankfurt am Main 2000, S. 67f.: „Seinem Band ‚Philosophische Wegweisung‘ (vgl. Philosophischer Literaturanzeiger 50/3) hat Wisser zwei weitere Sammelbände folgen lassen, in denen wiederum die These vom Menschen als Wesen mit ‚kritisch-krisischer‘ Grundbefindlichkeit im Mittelpunkt steht. Bereits im Vorwort zu ‚Kein Mensch ist einerlei‘ erscheint der Mensch als ein auf dem Weg befindliches Wesen, für den dieses Unterwegs kennzeichnender ist als einzelne Eigenschaften es je sein könnten; kein Wunder, daß er Mühe hat, sich zurechtzufinden, ist seine Weltwirklichkeit doch ein ‚Labyrinth‘. Der letzterschienene Band, ‚Vom Weg-Charakter philosophischen Denkens‘, variiert und bereichert Wissens Leitthema vom kritisch-krisischen Menschen auf vielfache Weise. Noch stärker als bisher wird der Weg- und Unterwegs-Charakter des menschlichen Daseins betont. ‚Von einem Standpunkt sollte man ausgehen, nicht auf ihm beharren.‘ Man müsse ins Unterwegs, in die ‚Be-wegung‘ kommen.“

feindlicher *Schwestern* also - wahrhaben will. Es greift zu kurz, Kritik nur für ein besonderes Geschäft zu halten, sie gar mit Spitzfindigkeit oder negativer Nörgelei zu verwechseln, und es ist unzureichend, von Krise nur dann zu reden, wenn etwas nicht klappt, sie gar für eine Katastrophe oder einen destruktiven Vorgang zu verschreien. In Kritik und Krise kommt vielmehr Struktur und Tendenz der Grundbefindlichkeit des Menschen zum Vorschein. Die *Verbundenheit* von Kritik und Krise, von *kritisch* und *krisisch* oder, um es mit einem Wort Jacob Grimms, einem der Begründer der deutschen Philologie, zu sagen, dem wir das grandiose Deutsche Wörterbuch verdanken, der „Wechsel von t und s“ stellt ein anthropologisches Problem ersten Ranges dar.¹³

Im Unterschied zu Jacob Grimm bin ich allerdings nicht der Auffassung, daß die doppelte Geltung des Adjektivs „kritisch“ zu Krisis *und* zu Kritik, wie er schreibt, „nur dem griechisch Könnenden deutlich sei“. Die Sache, um die es hier geht, geht jeden Menschen an. Ich habe daher nicht zum Zwecke der Befriedigung irgend einer konkreten Kritik über dieses oder jenes und nicht mit der Absicht der Verteidigung dieser oder jener speziellen Krise, sondern im Blick auf die anthropo-ontologische These „Kritik und Krise als Wege zum Selbstverständnis des Menschen“ nicht nur die *These* aufgestellt: *Der Mensch ist als Mensch kritisch-krisisch*, sondern sie in einem entsprechenden *Aufriß*, in dem ich „Spektrum und Aspekte ‚kritisch-krisischer Anthropologie‘“ herausgearbeitet habe, zu bewähren versucht.¹⁴

Nach dem, was ich weiter oben über *Unterscheidung* und *Veränderung* als Konstituentien menschlichen *Unterwegsseins* gesagt habe, dürfte jetzt deutlich werden: Der Mensch treibt nicht nur dann und wann, wenn ihm an Sachen oder Menschen etwas mißfällt, Kritik, er *ist* „kritisch“, ist *wesensgemäß* „kritisch“, stellt nicht nur hie und da, wenn es ihm einfällt, Kritik zu treiben, „Unterschiede“ fest, sondern ist seinem „*Wesen*“, das heißt seinem *Sein* nach „kritisch“, und zwar sowohl Sachen als auch Personen gegenüber, ja gegenüber sich selbst. Und zugleich gilt, daß er sich nicht nur dann und wann in „Krisen“ befindet, wenn etwas ihn brenzlich anmutet, und daß er nicht nur hie und da sowie hier und dort „Veränderungen“ erfährt, daß er vielmehr „krisisch“ *ist*, daß es folglich nicht nur nicht ein für allemal bei den vermeintlich „festgestellten“ Unterschieden bleibt, denen die „Veränderung“ ja „krisisch“ Beine macht, sondern daß der Mensch selbst seinem „*Wesen*“, das heißt seinem *Sein* nach, „krisisch“ *ist*.

Wenn ich den Menschen in solchem Sinne als „kritisch-krisisches Wesen“ anspreche und davon spreche, daß dies seine „Grundbefindlichkeit“ ist, versuche ich auf meine Weise dem eigentlich Menschlichen, dem *wesentlich* Menschlichen zu entsprechen und nicht in eine der traditionellen Definitionen, die meinen, sein Wesen eindeutig „auf den Punkt gebracht“ zu haben, einzuklinken. Obwohl wir in der Regel durchaus einen Menschen vom Tier unterscheiden, titulieren wir ihn nicht selten, wenn er sich in unseren Augen gerade *nicht* menschlich verhält, mit Namen, die wir übrigens unberechtigter Weise dem Tierreich entlehnen. Wir nennen einen Menschen, sei es positiv einen „Löwen“, sei es negativ ein „Schwein“, sei es, erhebend, einen „Adler“, sei es despektierlich einen „Esel“.

Aber, was das *Menschliche* ist, darüber gehen die Aussagen und die Meinungen, seit es Menschen gibt, auseinander. Und dies trifft auch, und das verschärft das Problem, für

¹³ Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 5. Band, Leipzig 1873, Sp. 2.

¹⁴ Richard Wisser, in: Philosophische Wegweisung, 361-380.

die Auffassungen zu, die in der *Philosophie* vertreten werden. Noch immer gilt ein Satz, den der französische Philosoph René Descartes, der sich um die *Grundlagen* der Philosophie und um ihre *Grundlegung* verdient gemacht hat, zum Ausgangspunkt seiner methodologischen, also Wege erkundenden Untersuchungen genommen hat: „Ich will von der Philosophie nichts sagen, als daß ich sah, daß sie von den ausgezeichnetsten Köpfen, die seit mehreren Jahrhunderten gelebt haben, gepflegt worden ist, und daß sich trotzdem in ihr kein Satz findet, über den man nicht streitet und der infolgedessen nicht zweifelhaft wäre.“¹⁵

Descartes hat zwar in seinem berühmten „Discours de la méthode“, in seiner „Abhandlung (!) über die Methode“, einem Grundtext der neuzeitlichen Philosophie, versucht, dem, was er als Mißstand angesehen hat, seinerseits, und wie er wohl meinte, für alle Zeiten ein Ende zu bereiten und die Philosophie somit aus ihrer vermeintlichen Misere herauszuführen. Aber er hat nicht verhindern können, daß auch seine Grundaussage, daß der Mensch wesentlich ein *denkendes* Wesen ist, allgemein bekannt in der von ihm stammenden Formulierung: cogito ergo sum, ich *denke* also bin ich, nicht erst in unseren Tagen von anderen, ebenso definitiv ausschließlichen und ausschließenden Bestimmungen abgelöst worden ist, unter denen, um nur einige zu nennen, solche wie sentio ergo sum, ich *fühle* also bin ich, oder volo ergo sum, ich *will* also bin ich, oder vivo ergo sum, ich *lebe* also bin ich, oder laboro ergo sum, ich *arbeite* also bin ich, Bestimmungen, die durchaus etwas für sich haben, aber jeweils *sich* an die *Stelle* einer anderen Definition setzen und *prinzipiell* genommen werden möchten, nicht verhindern können, daß man, wie dies in meiner Studentenzeit geschehen ist, die klassische Formulierung cogito ergo sum durch die spaßige Fassung libido ergo sum oder die rassische Fassung coito ergo sum verdrängt hat.

Was da und dort alles aufgeblättert wird, darf durchaus als „menschlich“, jedenfalls als „menschlich/allzumenschlich“ angesprochen werden, hilft aber nicht, dem Problematischen gerecht zu werden, das m. E. durch die menschliche Struktur und ihre Tendenz, durch die „kritisch-krisische Grundbefindlichkeit“ gegeben ist. Ich habe mich daher in meiner eigenen Philosophie bemüht, von besagter „kritisch-krisischer Grundbefindlichkeit“ aus nicht diese oder jene *Eigenschaft*, die dem Menschen zukommt und die ihm zuzurechnen ist, anthropologistisch zu *verabsolutieren*, sei es seine rationale, sei es seine emotionale, sei es seine vitale Qualität, und die auf solche Weise der Struktur und Tendenz menschlichen Seins, seinem *Unterwegssein in Unterschied und Veränderung*, nicht ausreichend Rechnung tragen, ja sie verletzen, sondern in erster Linie diese Struktur, die aus einer ganzen Reihe von ihm kenn- und auszeichnenden Fähigkeiten besteht, ernst zu nehmen.

Anders gesagt, und damit schließe ich: Es gilt, den Menschen nicht abstrakt auf den einen Nenner einer seiner Eigenschaften zu bringen, sondern der konkreten Struktur, also dem ganzen Menschen in der ihm eigenen und in der ihm möglichen Vielfalt und Vielseitigkeit und im Reichtum dessen, was auf solche Weise zur Erscheinung kommt, gerecht zu werden, das heißt, das ganz und gar Menschliche zu verstehen.

¹⁵ René Descartes, Abhandlung über die Methode. Übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Artur Buchenau, Leipzig 1948, 7.